

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Friedrich Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Rechte vorbehalten

Nummer 16

Sonntag, den 18. März 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 18. März: 4. Fastensonntag, Gaba-
riel. Montag, 19. März: Joseph. Dienstag, 20.
März: Eugen Wolfram. Mittwoch, 21. März: Be-
nedikt. Donnerstag, 22. März: Wendelin. Freitag,
23. März: Victorian. Samstag, 24. März: Berta.

*

Vierter Fasten-Sonntag

Evangelium des hl. Johannes 6, 1—15.

In jener Zeit fuhr Jesus über das Galla-läische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: Brot für zweihundert Jänner ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas wenig bekommt. Da sprach einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat; allein, was ist das unter so viele? Jesus aber sprach: Laßt die Leute sich setzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brote, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, welche sich niedergesetzt hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übriggebliebenen Stückerlein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stückerlein von den fünf Gerstenbrotten, welche denen, die gegessen hatten, übrig geblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll! Als aber Jesus erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermals auf den Berg, er allein.

*

1. Nachdem der Tempelbau vollendet war, wurde der Bau eines Palastes in Angriff genommen. Entsprechend der Pracht des Tempels und der Stellung Salomons unter den Königen der Nachbarschaft mußte ein Bau entstehen, der an Glanz und Reichtum ein würdiges Gegenstück des Tempels war. Salomon richtete einen glänzenden Hofdienst ein. Der Aufwand in der Königsburg in Jerusalem, die Verschönerung der Stadt, die Prachtbauten in Jerusalem, am Meere, in Balaia, Tamasus und anderen Städten erregten die Bewunderung der ganzen Welt, so daß von allen Seiten die Könige Gesandtschaften an ihn schickten und um seine Freundschaft warben. Von einem solchen Besuch einer ausländischen Majestät erzählen die heiligen Geschichtsbücher. Es war die Königin von Saba in Arabien, die Salomons Herrlichkeit schauen und von seiner Weisheit sich überzeugen wollte. Sie zog mit großem Gefolge in Jerusalem ein, begleitet von schwer beladenen Kamelen. Um Salomons Weisheit zu erproben, legte sie ihm nach morgenländischer Sitte Rätsel vor. Er löste sie alle, und nichts war, worauf

er ihr nicht bestiebende Auskunft erteilt hätte. Sie war schon darüber ganz entzückt. Als sie aber vollends all die prachtvollen Bauten, dann den unvergleichlichen Tempel, und die ganze Herrlichkeit seines wundervoll geordneten Hofstaates schaute, da sprach sie, vor Staunen außer sich: „Es ist die reine Wahrheit, was ich in meinem Lande über deine Weisheit vernommen habe. Ich wollte dem Gerüchte nicht glauben und bin darum selbst hergekommen. Jetzt habe ich mich aber mit eigenen Augen überzeugt, daß mit nicht die Hälfte von dem berichtet wurde, was nun meine Augen schauen. Größer ist deine Weisheit und größer sind deine Werke als der Ruf, der zu meinen Ohren gedungen ist. Glückselig sind deine Diener, die allezeit vor dir stehen und deine Weisheit hören. Gepriesen sei der Herr, dein Gott, der dich auf den Thron Israels gesetzt hat, damit du Recht und Gerechtigkeit übest.“

Größer als Salomons Reichtum war seine Weisheit. Als der Herr ihm erschien, im Anfang seiner Regierung, sprach Gott zu ihm: „Ich habe dir ein weises und verständiges Herz gegeben, daß keinesgleichen nicht vor dir gewesen ist und nicht nach dir sein wird.“ Nach diesen Worten Gottes muß man das alles über-ragende Wissen Salomons beurteilen, wovon die heiligen Bücher berichten. Diese Weisheit Salomons erstreckte sich zunächst auf die religiösen Wahrheiten, d. h. die übernatürliche Erkenntnis Gottes und göttlicher Dinge. Aus dieser Kenntnis folgt das Wissen, das die persönlichen Handlungen regelt und mit dem Sittengesetz in Übereinstimmung bringt, ebenso die Einsicht, die Untergeordneten nach den Gesetzen der Klugheit zu leiten und zu regieren. Endlich besaß Salomon infolge seiner Erleuchtung von oben eine außerordentliche Kenntnis der Dinge und Wesen der Natur. Diese Weisheit beschreibt Salomon näherhin in dem von ihm verfaßten Buche der Weisheit (7, 17): „Gott gab mir die wahre Wissenschaft von allem, was ist, um zu verstehen die Anordnung der Welt und die Kräfte der Elemente, der Zeiten Anfang, Mitte und Ende, des Jahres Fort und der Sterne Stand, die Künste der Jagd und der Wilden Tiere, die Verschiedenheiten der Pflanzen und die Kräfte der Wurzeln.“ In dieser wunderbaren Vereinnung der drei Arten der Weisheit steht Salomon in der vorchristlichen Zeit unübertroffen da.

Gleich im Anfang seiner Regierung gab Salomon eine Probe seiner Weisheit im Regieren und Urteilen, als zwei Männer vor ihm erschienen und sein Urteil in einer schwierigen Sache antriefen. Die Begebenheit ist aus der biblischen Geschichte bekannt. Des Königs Urteil lautete so, daß die wahre Mutter erkannt und die Unverschämtheit der anderen zurückgewiesen wurde. Der Urteilspruch wurde im ganzen Lande bekannt und damit des Königs Weisheit offenbart.

2. Nur mit größtem Bedauern müssen wir es hinnehmen, daß für die heutigen Naturwissen-schaften von Salomons Wissen nichts überkommen ist. Dafür leuchtet aus seinen überlieferten Schrif-ten umso mehr seine Weisheit in den Dingen von dem Verhältnis des Menschen zu Gott und zum Nächsten, sowie über den wahren Wert der Dinge dieser Welt hervor. Unter seinem Namen sind uns drei Schriften hinterlassen: die Sprüche, der Prediger (Ekklesiastes), das Hohe Lied. Die Sprüche enthalten herrliche Denksprüche der Weisheit und Lebensklugheit, namentlich für die heranwachsende Jugend. Vieles davon ist zum Gemeingut des Volkes geworden und wird oft in schriftlicher oder mündlicher Belehrung angeführt. Dasselbe gilt vom „Prediger“. In diesem Buche, das Salomon am Ende seines Lebens

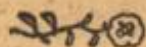
geschrieben, spricht er sich in ergreifender Weise über den Wert der irdischen Güter und Freuden aus und zeigt, daß wahre Zufriedenheit und Glückseligkeit nur in der Gottesfurcht zu finden ist; zugleich mahnt er, sich rechtzeitig auf das Gericht Gottes vorzubereiten. Der Anfang des Predigers gibt den Grundton des ganzen Buches an: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist Eitel-keit. Was bleibt dem Menschen von all seinen Mühen, womit er sich abmüht unter der Sonne.“ Die dritte Schrift endlich, das Hohe Lied, ist der höchste Beweis von Salomons überwelt-licher Weisheit. Es ist von so hohem Schwung, von solch edler Sprache, von so tiefem Inhalt, daß man nur annehmen kann, Gott selber habe in besonderer Weise bei der Abfassung mitgewirkt. Unter dem Bilde der leutschen und treuen Liebe eines Brautpaares schildert es die liebevolle Ver-einigung Gottes mit seinem auserwählten Volke, die Liebe Jesu zu seiner Kirche wie mit jeder ihm anhängenden Seele.

Alle drei Bücher Salomons werden in der kirchlichen Liturgie reichlich verwertet, und es vergeht kaum ein Tag, wo nicht in der heiligen Messe oder im Brevier der Priester irgend ein Auszug aus diesen drei Schriften zur Er-wägung und Beherzigung dargestellt wird. Wenn das Hohe Lied in der Kirche zu Wort kommt, dann geschieht das sehr oft, um Maria, die Uebenebeite und Gnadenvolle und ihre unvergleichlichen Vorzüge zu schildern. „Schön bist du, meine Freundin, lieblich und herrlich wie Jerusalem, furchtbar wie ein geordnetes Heer-lager. Wer ist die, die hervorsteht wie die aufsteigende Morgenröte, schon wie der Mond, auserkoren wie die Sonne! Ich bin eine Blume des Feldes und eine Lilie in den Tälern. Wie eine Lilie unter Dornen, so ist meine Freundin unter Töchtern. Mein Geliebter ist mein und ich bin sein, er weidet unter Lilien.“

3. Wissenschaft und Weisheit! ein mächtiges, verheißungsvolles Wort! Der Satz: Wissen ist Macht, hat tatsächliche Unterlage. Denn Wissen führt zur Erhebung des Geistes, zur Aus-bildung der Fähigkeiten der menschlichen Vernunft und dadurch zur Herrschaft über solche, deren geistige Fähigkeiten nicht so reich entwickelt sind. Von diesem rein natürlichen Standpunkte aus, bemühen sich weise Regierungen, ihren Unter-tanen den Reichtum des Wissens zuzuführen. Ein geistig hochstehendes Volk ist eine große Stütze des Staates und der erste Schritt zur Weiterent-wicklung und Blüte. Auch vom christlichen Stand-punkte aus müssen wir auf Ausbildung aller Fähigkeiten von Verstand und Willen dringen. Denn die Religion will Verstand und Willen er-fassen und diese beiden Anlagen des menschlichen Geistes sich dienstbar machen. Der Verstand soll in die Wahrheiten der christlichen Religion ein-bringen, und der Wille soll die erkannten Wahr-heiten in die Tat umsetzen und den Forderungen der Vernunft und des Gewissens Gehör ver-schaffen. Demgemäß hat die Kirche von jeher es sich angelegen sein lassen, soweit ihr Einfluß sich erstreckte, Bildung und Wissen recht kräftig zu fördern. Recht lehrreich ist das Vorgehen der Kirche da, wo sie die ersten Anfänge der Reli-gion zu leiten hat, und wo ihr vollständige Be-wegungsfreiheit zur Verfügung steht. Wie die Geschichte der Einführung des Christentums in Deutschland lehrt, waren die Mittelpunkt des kirchlichen Lebens, die Bischofsstühle und Klöster, zugleich auch der Mittelpunkt des Unterrichts und die Stige berühmter Schulen. Und wenn heute unsere Missionare in einem der Heidenländer eine Station gründen, dann ist ihr erster We-

danke die Errichtung einer Schule. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Das ist auch in den Missionen wahr. Hier in den Schulen werden die jungen Christenandidaten nicht bloß, wie man wohl meinen könnte, in der Religion unterwiesen, sondern, wie in jeder deutschen Schule der Heimat, auch in allen Fächern des menschlichen Wissens, die man für sie notwendig hält. Die Neuchristen können nicht immer der Mission zur Last fallen, sondern sollen später in ehelicher Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen und eine Familie gründen. Dazu gehört eben Belehrung und geistige Schulung und die Ausbildung in irgend einem Berufe oder einer Tätigkeit, die ihnen angemessen ist. Zu diesem letzteren Zwecke gehen die Missionsanstalten meistens dazu über, neben der Elementarschule auch noch Handwerker-schulen zu gründen, wo die jungen Neuchristen als Lehrlinge ein Handwerk theoretisch und praktisch erlernen. Das macht sie auch seßhaft, bewahrt vor Müßiggang und führt zu einem gewissen Wohlstand und zu einer Ueberlegenheit gegenüber den Stammesgenossen.

4. Es ist auffallend, wie die Gebildeten unserer Tage oft so wenig Bescheid wissen in kirchlichen und religiösen Dingen. Man verschauelt sich wohl hinter den Einwand, das theologische Wissen sei Fachwissen, und man könne es einem Laien nicht verargen, wenn er sich nicht um Dinge bekümmere, die ihn nichts angingen. Unter theologischem Wissen verstehe ich hier nicht die rein wissenschaftlichen Untersuchungen in der Theologie, sondern die tiefere Erfassung der Wahrheiten des Christentums, das Leben der Kirche nach innen und außen, die Kenntnis ihrer Geschichte, das Verständnis für ihre neuzeitlichen Forderungen, die Kenntnis ihrer reichen und tiefen Liturgie. Alles das ist kein Fachwissen, sondern soll Allgemeinwissen aller Katholiken sein und werden. Warum geht die Betätigung ihrer Religion bei so vielen Katholiken nur in äußerlichkeiten auf? Weil ihnen das Verständnis und das innerliche Erfassen des Lebens der Kirche und der Religion abgeht. Weil sie kaum eines unserer vielen herrlichen modernen Bücher in die Hand nehmen, die unsere heilige Religion und ihre Wahrheiten in schöner Sprache und mit Liebe und Wärme darstellen und für ihr reiches Innenleben entzünden wollen. Weil sie abseits stehen, wenn ein gottbegnadeter Redner vor zahlreichen Zuhörern über Dinge spricht, die jedes katholische Herz in freudige Erregung bringen und zu opfermühtigen Entschlüssen fortreißen. Was man nicht kennt, schätzt man auch nicht. So ist erklärlich, wenn manche Katholiken das Interesse für die katholische Sache verlieren und kalt und teilnahmslos ihrer Kirche gegenüberstehen. Der Krieg hat nicht bloß die vaterländischen Regungen neu angefaßt, sondern auch die Teilnahme für die Zukunft der Kirche belebt, die nach dem Kriege so hohe Aufgaben zu erfüllen hat. So dürfen wir hoffen, daß die der Kirche mehr oder weniger Entfremdeten wieder unserer Sache gewonnen werden und sich der neuen Kirche in neuer Liebe anschließen.



Die hl. Katharina von Schweden — ein Muster des Kindesgehorsams

(23. März.)

Kinder, gehorcht euren Eltern im Herrn! (Eph. 1, 1.)

Es ist eine auffällige Erscheinung, daß der Norden verschwindend wenige Heilige hat; diese Erscheinung hat verschiedene Gründe: innere und äußere. Daß aber auch im „kalten Norden“ heiliges Streben gedeihen konnte, sehen wir daraus, daß eine heilige Virgitta nicht nur einen heiligmäßigen Mann an der Seite hatte, daß ihre Heiligkeit sich auch auf die Tochter vererbte — auf die hl. Katharina von Schweden.

Katharina wurde 1331 geboren; ihre erste Erziehung erhielt sie von den frommen Eltern; die hl. Mutter hat natürlich am tiefsten auf das Kind eingewirkt, das sich früh für das Him-

mlische empfänglich zeigte. Kaum konnte die Kleine stammeln, da suchte sie schon im Gebete den Mund zu öffnen; besonders gern betete sie den englischen Gruß. Und als sie dann Lesen gelernt hatte, betete sie lediglich die Tageszeiten der Gottesmutter; und dies Gebet war kein kindisches Lippengebet, sondern ein wirklicher Herzensverkehr mit dem Jenseits.

Vom Elternhause kam Katharina ins Frauenkloster Niesberg, wo ihre Erziehung in jeder Weise vollendet wurde. Da sie von Jugend an eine große Vorliebe für den jungfräulichen Stand gezeigt, bat sie eines Tages den Vater um die Erlaubnis, bei den Klosterfrauen bleiben zu dürfen. Diese Bitte wurde ihr nicht gewährt; im Gegenteil, der Vater befahl ihr, einem reichen Edelmann, namens Edgar, die Hand zum Ehebunde zu reichen. Katharina war über die Raufen erschrocken, da der Vater aber fest bei seinem Willen blieb, nahm sie den Befehl als Gottes Willen an und gab ihr Javort. Dabei aber empfahl sie dem Heilande und der Gottesmutter die Reinheit ihres Leibes und der Seele. Am Hochzeitstage schon redete sie ihrem Lebensgefährten so eindringlich zu, daß er mit ihr beschloß, auch im Ehestande in steter Keuschheit zu leben.

Sie lebten nun wie Bruder und Schwester in innigster aber reinster Liebe und großem Glücke. Da sie aber wußten, daß sie ohne ganz besondere Gnade Gottes ihrem Vorhaben nicht treu bleiben würden, führten sie ein stilles, abgetötes Leben, das aber in seiner Vorbildlichkeit von größtem Einflusse war.

Man huldigte damals in Schweden sehr einer unnützen Kleiderpracht. Katharina, die sehr schön war, verschmähte diese Ausländerei und wählte für sich die einfache, aber doch sehr kleidsame Landestracht. Trotz aller Spötereien blieb sie auch hierin fest, und da sie zu den ersten Familien des Landes gehörte, wirkte ihr Beispiel nach und nach doch auf weite Kreise.

Als der Vater gestorben war, und ihre heilige Mutter Virgitta sich zu einer Romfahrt rüstete, erhielt Katharina von ihrem Gemahl die Erlaubnis, sich der Wallfahrt anzuschließen. Mit großem Seelengewinne besuchte sie die Heiligtümer der ewigen Stadt und war gerade im Begriffe, wieder zu den Ihrigen heimzukehren, da traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Trauerbotschaft vom Tode ihres geliebten Mannes. Der Schmerz der jungen Witwe war furchtbar. Die Mutter mußte alles aufbieten, sie zu trösten. Sie wollte sofort in die Heimat zurück. Endlich aber siegte in ihr wieder die Liebe zu Gott, gestärkt erhob sie sich vom Bilde des Gekreuzigten, opferte alles Leid für die Seelenruhe dessen auf, den sie schließlich doch nur in Gott geliebt und beschloß unter der Leitung der Mutter in Rom zu bleiben.

In Rom sah's damals schlimm aus. Die Päpste residierten in Avignon, sodaß im Kirchenstaate eine feste Hand fehlte und so die unsichersten Verhältnisse herrschten. Eine rechtschaffene Frau, ein ehrfames Mädchen durfte kaum ohne Geleit ihr Haus verlassen. Virgitta befahl auch ihrer Tochter, diese Vorsicht nie außer Acht zu lassen. Da ihr so mancher Kirchenbesuch unmöglich wurde, schien ihr der Befehl zu hart und Heimweh erfaßte sie nach der nordischen Heimat. Als sie aber im Gebete erkannte, daß der Mutter gehorchen besser sei als der längste ungebote Kirchenbesuch, war sie in allem auf's Bünklichste gehorsam.

Im Gehorsam, aber auch in großer Liebe zu dem leidenden Heilande, machte sie mit der Mutter die Fahrt ins heilige Land. Es war die letzte Wallfahrt der hl. Virgitta; sie starb kurz nach ihrer Rückkehr in Rom. In echter Kindesstrauer stand Katharina an der Bahre ihrer Mutter, und tiefe Kindesliebe bewog sie auch die Leiche in die Heimat zu überführen, daß sie in dem von Virgitta gegründeten Wadstena beigesetzt werden könne.

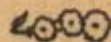
Als Katharina so allen Kindespflichten genügt, bat sie um Aufnahme ins Kloster. Die wurde ihr gern gewährt. Und nicht lange, und die Heilige war die Erste in jeglicher Tugendübung; sodaß sie schon durch die nächste Wahl auch Äbtissin wurde.

In vorbildlicher Heiligkeit leitete sie die untergebenen Schwestern, bis sie im Auftrage des Klosters und des Landes die Heiligsprechung ihrer Mutter, an deren Grabe sehr viel Wunder geschahen, in Rom betreiben mußte. Fünf Jahre dauerte diese Arbeit, aber während dieser Zeit vergaß die Heilige sich selbst nicht und auch nicht die Notleidenden Roms, die sie wie eine Mutter ehrten.

Kaum nach Wadstena zurückgekehrt, erkrankte sie und starb am 24. März 1381. Auch an ihrem Grabe geschahen viele Wunderzeichen; deshalb bestätigte Innocenz der Achte 1474 ihre Verehrung.

Die hl. Katharina von Schweden ist das Muster eines kindlichen Gehorsams. Kinder müssen den Eltern gehorchen; nur wenn ihr Befehl offenbar gegen den Willen Gottes geht, sind sie nicht verbunden; da heißt es: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen! Für gewöhnlich werden aber echt christliche Eltern nichts befehlen, was göttlichen Geboten entgegen ist. Da heißt es denn: „Gehorchen!“ Und auf diesem Gehorsam liegt nicht nur ein besonderer Segen Gottes; er bringt auch zeitliches Glück und zeitlichen Ruhm, wie schon der Heide Phädrus sagt:

„Gehorsam gegen die Eltern ist der Kinder Ruhm!“
P. D. B., O. F. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. D. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Die Tugend der Keuschheit, Mittel zu ihrer Bewahrung, 3.

„Ich war ein Jüngling von guten Anlagen und hatte ein gutes Gemüt erhalten; und da ich besser war, erlangte ich einen unbesleckten Leib. Indem ich aber erkannte, daß ich nicht anders ihrer mächtig sein könnte, es würde mir denn von Gott gegeben — und das war schon Weisheit zu wissen von wem diese Gabe kommt — so trat ich vor den Herrn hin und bat ihn.“ Weish. 8, 19—21. Damit gibt Salomon selbst an, wie er zu einem keuschen Leben kam: durchs Gebet. Und solange er seinem Gotte treu blieb, solange er betete, blieb er auch keusch; als er sich aber den Göttern seiner Feinde zuwandte, den Götzen des Auslandes und nicht mehr den wahren Gott bat, sank er in den Schlamm der Unreinheit und Israels größter König, der Weiseste seiner Zeit wurde ein Unweiser, ein Gespött seiner Gegner.

Wir haben ein schönes Wort von Schiller:

„Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!“ Der Dichter meint hier allerdings mit dem Worte Unschuld einen unsträflichen Wandel, aber auch in unserem Sinne ist es wahr:

„Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!“ Und zu diesem Freunde rufen, bringt dem Unschuldigen immer reichen Gewinn und sicheren Schutz.

Wenn zur Ausübung jeder Tugend die Gnade Gottes notwendig ist, dann erst zur Ausübung einer Tugend, die so zart ist und so viele Feinde hat. So haben wir die Erscheinung, daß ein Jüngling, eine Jungfrau, die gern beten, sich auch rein erhalten. Und auch Eheleute, die ihre Gebetspflicht getreu erfüllen, werden in Treue und keuscher, ehelicher Liebe ihr Leben verbringen. Nirgends strömt mehr Kraft in die Seele als im Gebete, und diese Kraft wirkt du spüren, wenn der Geist der Unreinheit an dich herantreten will. Also bete, und du bleibst Sieger im Kampfe um die unversehrte Keuschheit!

Der hl. Augustin schreibt einmal: „Ueberfällt mich ein unreiner Gedanke, so fliehe ich zu den Wunden Christi.“ Damit gibt er eine Art des Gebetes, des nachdenkenden, betrachtenden Gebetes an, die sehr wirksam ist im Kampfe um die Keuschheit. Wir brauchen nur ein wenig nachzudenken, um einzusehen, daß gerade die Er-

innerung an die Leiden des Heilandes den Christen abhalten werden von der Sünde der Unreinheit. Jeder unverdorrene Mensch ist von Natur aus dankbar. Wenn ihn nun die Sinnlichkeit reizt, und er denkt daran, wie sein Heiland unsägliches auch für ihn gelitten, er erinnert sich an die furchtbaren Qualen der Geißelung, die der Heiland insbesondere der menschlichen Sinnlichkeit wegen erduldet; dann muß er doch ein Herz von Stein in der Brust tragen, wenn er dennoch den Heiland schwer beleidigt, und gerade mit einer Sünde, die ihn gleichsam von neuem blutig schlägt. Nach dir, lieber Leser, darum das Wort des heiligen Augustin zum Wahlspruch in diesem Kampfe: „Ueberfällt mich ein unreiner Gedanke, ein unreines Begehren, so fliehe ich zu den Wunden Christi!“ dort findest du immer Kraft zum schwersten Kampfe.

Am meisten wird das Gebet dir im Kampfe um die hl. Reinheit nützen, wenn du es zum Sakramentsgebet machst. Tritt oft in den Richterstuhl der Buße, tritt noch öfter an die Kommunionbank — es wird dir dann der schlimmste Gegner nicht schaden.

Geh oft zur Beichte! Nicht nur, wenn du mußt — wegen einer schweren Sünde. Die Beichte wirkt auch als Sakrament der Lebendigen, dann wirkt sie nicht sowohl reinigend — obwohl auch das — dann wirkt sie vor allem stärkend.

In Goethes Faust steht ein merkwürdiges Wort. Da sagt Mephistopheles, der Geist des Bösen zu Faust, der sich einem unschuldigen Mädchen in böser Absicht nähern möchte:

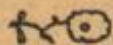
„Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die habe ich keine Gewalt!“

Ein Wort voll tiefster Wahrheit!

Aber noch weniger Gewalt hat der Böse über einen, der sich öfter am Tische der Starken einfindet. Wenn nach dem Worte des hl. Chrysostomus wir von der Kommunionbank zurückkommen gleich starken Löwen, dann gilt dies vor allem insofern, als wir stark sind gegen die Regungen der Sinnlichkeit, gegen die Feinde der Reinheit. Nur mußt du, lieber Leser, auch die hl. Kommunion empfangen mit der Absicht, dir in dieser Richtung besondere Kraft zu holen. Wenn du deinen Heiland im Herzen hast, klammere dich, vor allem, wenn du für deine Reinheit zu kämpfen hast, an deinen Gott an, sage ihm, wie du versucht wirst, und bitte ihn, daß er dir besonders für die Stunde des Kampfes nahe sei mit der Erinnerung an deine Kommunionstunde. mit der Kraft deiner Kommunionstunde — du wirst herrliche Siege feiern. Vergiß aber auch in Stunden und Tagen besonderen Kampfes nicht, gerade an deinen eucharistischen Heiland dich zu halten. Geh dann einmal für einen Augenblick in die Kirche, oder kannst du dies dem Leibe nach nicht, tu es im Geiste: in ein paar Minuten solcher Sammlung erhältst du Riesenkräfte, daß du auch in Riesenkämpfen Sieger bleibst!

Zum Siegen im Streite um deine Keuschheit brauchst du die Kraft aus der Höhe; sie vor allem, und sie erhältst du immer im Gebet. Drum:

„Strecke die Hand nur empor im Gebet! Gott haßt sie von oben,
Und die Berührung durchströmt dich mit geheiligter Kraft.“
Weibel.



Wer die Jugend hat, hat die Zukunft

Niemand leistet die Jugend. Schau das halb erwachsene Bürschchen an: Das Gesicht ernster, wie sonst in diesen Jahren. Sein Gang nicht so leicht und ziellos wie früher. Fest tritt er auf. Man sieht, daß er Arbeit schafft. Den Pflug kann er kaum bewältigen, aber er verzagt nicht. In der Eisenbahn sitzen zwei. Sie kommen aus der Munitionsfabrik. Sie zeigen sich gegenseitig ihre schwieligen Hände und sitzen

wieder schweigend da. Man muß sich wundern, mit welcher Anstrengung und Entbehrung Jünglinge die Arbeit der Männer verrichten. Ehrlich und offen müssen wir das anerkennen, statt ständig und einseitig unserer Jungmannschaft ihre Entgleisungen vorzuhalten. Der Jüngling fühlt sich gehoben im Besitze des selbstverworbenen Verdienstes. Wohl bringt das Gefahren. Während es im Jahre 1913 in den Land- und Amtsbezirken Westfalens 692 Straffälle für Jugendsünde gab, waren es 1915 über 1120. Gewiß eine unerfreuliche Erscheinung! Aber an unserer Jungmannschaft verweisen brauchen wir nicht. Was ihnen nützt, ist eine kräftige Seelennahrung, ein innigerer und festerer Anschluß an den eucharistischen Heiland. Unsere Jünglinge sind selbstbewusster, sind reifer geworden: Entweder schließen sie sich mit ihrer ganzen jugendlichen Energie dem göttlichen Heilande an, oder sie werden ihrem Gotte, ihrer Kirche, ihrer Familie entfremdet.

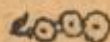
Darum ist es freudig zu begrüßen, daß gerade jetzt ein neues Monatsblatt erscheint: Jungmänner-Apostolat. Dieses Blatt will ein Bote Gottes sein, der jeden Monat vor den Jüngling wenigstens einmal tritt und ihn einlädt zur hl. Kommunion: „Komm, junger Freund, du hast nun den ganzen Monat geschafft, hast die Hoffnungen des Vaterlandes erfüllt, nun laß auch deinen Heiland nicht warten, der dir zuruft: „Steh auf und geh, denn du hast noch einen weiten Weg!“ Dies Blatt wird dem Jünglinge die Kommunion lieb und leicht machen, und mancher, der nicht zur Kommunion gegangen wäre, weil es ihm schwer fällt, sich von der Materie loszureißen, wird freudig und leicht zum Beichtstuhl, zur Kommunionbank hinzutreten, nachdem er das „Jungmänner-Apostolat“ durchgelesen.

Das Blatt ist vierseitig, hübsch ausgestattet. Planmäßig und anregend will es in Belehrungen, praktischen Anleitungen und kurzen religiösen Erzählungen unsere Jungmänner zur öfteren Kommunion anleiten. Der hochwürdigste Bischof von Limburg, in dessen Diözese es erscheint, hat ihm eine warme Empfehlung mit auf den Weg gegeben. Er schreibt:

„Mit Freuden begrüße ich die beabsichtigte Herausgabe der Monatschrift „Jungmänner-Apostolat“, die sich die Aufgabe stellt, die männliche Jugend dem göttlichen Heilande im heiligsten Sakramente mehr und mehr zuzuführen und durch die öftere Kommunion mit ihm inniger zu verbinden. Lehrt ja doch die Erfahrung, daß meist nur jene Jünglinge ihre Jugend vom Pesthauche der häßlichen Sünde rein bewahren, die öfter am Tische der Gnaden erscheinen und sich durch das Brot des Lebens für die Kämpfe stärken, die sie besonders in den Jugendjahren zu bestehen haben. Ich wünsche der neuen Zeitschrift die weiteste Verbreitung. Der außergewöhnlich niedrige Preis macht es den Jünglingen aller Stände leicht möglich, auf dieselbe zu abonnieren. — Möge der göttliche Heiland, das Idealbild des christlichen Jünglings und der beste Freund der Jugend, das Unternehmen, dem die Zeitschrift dienen soll, nämlich das „Jungmänner-Apostolat“ reichlich segnen, auf daß dasselbe eine fruchtbare Pflanzschule des schon vielerorts bestehenden Männer-Apostolats werde.“

Monatlich erscheint eine Nummer; sie kostet ohne Porto nur einen ganzen Pfennig, jährlich 12 Pfennig. Bestellungen werden gemacht beim Verlage: Hermann Rauch, Wiesbaden. Rütter, sorgt dafür, daß eure Söhne das Blatt bekommen! Auch für die Knaben des letzten Schuljahres sei es bestens empfohlen!

Sprecht mit eurem Herrn Pfarrer und bittet ihn, daß er eine gemeinschaftliche Bestellung besorge! Euer Seelsorger wird sich freuen, wenn ihr Interesse zeigt für die Kommunion eurer erwachsenen Söhne. Wenn es bald bestellt wird, kann die erste Nummer — April 1917 — noch vor Palmsonntag in den Händen unserer Jünglinge sein und als Bote des eucharistischen Heilandes seine herrliche Arbeit beginnen.



Ein armer Geiger

Skizze von D. W.

Es war in den ersten Tagen im September des Jahres 1827. Grau und schwer hing der Himmel über dem lustigen Wien, daß es gar nicht strahlend, sondern fast wehmütig-traurig aussah. Selten zeigten sich einige lichten Stellen am Himmel, noch seltener gelang es einem heiteren Sonnenblick, sich einen flüchtigen Durchblick zu erzwingen. Es sollte eben alles so recht grau und düster, so recht herbstlich aussehen.

Vor dem Burgtor draußen wanderte langsam ein stiller, blasser Jüngling mit einem etwas abgehärteten Gesicht, aber recht sonderbar leuchtenden Augen dahin. Seine Kleidung war dürftig, fast ärmlich zu nennen; unter dem Arm trug er eine einfache Geige.

So wandelte er sinnend dahin. Jetzt machte er Halt, stützte das Instrument an das Kinn, fuhr mit dem schwebenden Bogen leicht über die Saiten, und nun erklangen leise die ersten Melodien.

Ein armer Geiger, der um das tägliche Brot spielt. — Das waren aber nun keine wehmütigen Weisen, keine einigermaßen melodischen Gassenhauer, keine landläufigen Tanzweisen. Nein, das rauschte und perlte in so lustigen Sprüngen von den Saiten, wie nedecke Kobolde, lustige Elfen. Das waren Melodien von verführerischem Reiz, die etwas Bezauberndes, Dürre-reißendes an sich hatten.

Die langsam wandelnden Spaziergänger, die eilig dahinstrebenden Geschäftsleute blieben stehen, lauschten den Klängen, nickten mit dem Kopfe, trippelten und tänzelten mit den Füßen, summten leise irgendeine Weise zu den Melodien mit und eilten bald gleichgültig weiter, dem armen Spieler einige wenige Kupfermünzen hinwerfend und manchmal selbst diese nicht.

Nicht fern von der Stelle, wo der arme Geiger stand und spielte, hielt eine elegante Equipage; eine junge, feingekleidete Dame entstieg derselben und ging langsamen Schrittes auf den Spielenden zu.

Jetzt stand sie still, lauschte dem reizenden Spiel und als nun der arme Künstler den Bogen senkte, den glänzenden Blick emporhob, da sah er in zwei dunkle Augen hinein, die voll Mitleid und leisem Staunen auf seinem Gesichte ruhten.

Die Dame nickte ihm lächelnd zu und drückte ihm, der so verwirrt dastand, ein Goldstück in die Hand und meinte dann mit Anteil verräternder Stimme:

„Euer Leben ist wohl recht schwer und es ist wohl überhaupt traurig, sich als armer Geiger in den Straßen sein Brot verdienen zu müssen?“

Da blickte er empor und sein Auge leuchtete noch heller auf, schimmerte in solch leuchtendem Glanze, als er nun mit leiser Stimme, der man aber deutlich eine tiefe Begeisterung anhöre, sagte:

„Schwer ja, das ist noch mein Leben, aber traurig ist mein Beruf nicht, nein, das ist er nicht. O, ich habe ja auch noch Hoffnung, bin noch jung genug; ich fühle, daß ich nicht immer unbekannt hier auf den Straßen spielen muß, daß noch eine Zeit kommen wird, wo die Menge meinen Tönen lauscht, sie in der ganzen weiten Welt erklingen werden.“

Die Dame lächelte leise und schüttelte ungläubig den Kopf. Dann drückte sie noch ein Goldstück in die braune Hand des Spielers und schritt schweigend zum Wagen zurück: — sie mochte die kühnen Hoffnungen des Jünglings nicht zerstören. Noch einmal wandte sie sich um und warf einen traurigen Blick auf den Lustschlösser bauenden Schwärmer zurück und bald rollte der Wagen von dannen.

Lange sah ihr der junge Geiger noch nach, dann schaute er auf das Gold in seiner Hand und langsam rollten zwei Tränen über die bleichen Wangen; — das war ja Geld, viel Geld!

Es war im Winter des Jahres 1837. Eine neue Epoche in der leichteren Konzert- und Ballmusik Wiens war eingetreten. Drei Männer waren

die Siegreich den Taktstock schwingen — Strauß und Tänzer. Nach ihren Konzerten strömte alles, ihren Klängen lauschte alles.

Lanners Name war in Wien populär geworden, — die Metamorphose von Schuberts Ländler hatte begonnen. Mit dem Karolinenwalzer hatte Lanner eine neue Phase in der Wiener Tanzmusik eintreten lassen, der alte Ländler war von ihm in einen Walzer, einen echten Wiener Walzer umgewandelt worden. Und die Wiener schätzten den neuen Melodien entgegen, vergötterten ihren Tänzer und besuchten seine Konzerte oft und gerne.

Hell strahlten die Lichter, funkelten die Diamanten und Juwelen der eleganten Damen im besten Konzertsaal. Aufmerksam, still blauend lauschte die Menge den lodenden, schmelzenden, verführerischen Melodien Lanners, der am Dirigentenpult stand und mit so zufriedenen Mienen dirigierte.

Die Damen nickten und lächelten, wiegen leise die kleinen Füßchen und träumten alle schon von dem morgigen Ball, mußten davon träumen, sie hörten ja Lannersche Musik.

In einer Loge links vom Orchester sah eine noch ziemlich junge elegant gekleidete Dame, aufmerksam dem Spiel lauschend.

Lanner hatte einige Male zu ihr hinaufgesehen, die ihn immer so forschend, erstaunt anschaute. Dann war er sich mit den schlanken Fingern über die hohe Stirn gefahren und hatte leise gelächelt.

Als nun die Musik eben nach einer kleinen Pause von neuem beginnen wollte, winkte er seinen Musikern und wandte sich an das Publikum:

„Meine Herrschaften! Gestatten Sie mir, eine kleine Aenderung im Programm eintreten zu lassen und ein kleines Geigen Solo einzuschalten.“

Das Publikum klatschte ihm Beifall; er erglitz seine Geige, verneigte sich leicht gegen die Dame in der Loge und begann sein Spiel.

Es war eine einfache, aber reizende Melodie, wunderbar vorgetragen. Die fremde Dame beugte sich weit vor, die hatte sie schon gehört, — richtig — eine längst vergessene Szene lautete vor ihr auf. Sie erinnerte sich eines trüben Septembertages, eines bleichen armen Weigers, der diese Melodie spielte, der so kühne Hoffnungen, Pläne gehegt, die sich nun alle, alle erfüllten.

Als Lanner sein Spiel beendet, sich vor dem ihm begeistert zuschauenden Publikum verbeugte, da traf ein Blick zwei dunkle schöne Augen, die ihn so wunderbar ansahen. Er schaut hinein in diese ihm freudig entgegenstrahlenden Augen, und verständnisvoll nickten sich die Dame und Lanner zu. Er hatte sie nicht vergessen, die Wohlfäterin seiner früheren Zeit.

Gar oft hat Lanner dann die schöne Gräfin von B. noch wiedergesehen, hat ihr zugelächelt, wenn sie nach dem Takte seiner Musik in den aristokratischen Salons an ihm vorbeischaute. Er hatte ihr auch einen Walzer mit den Melodien, die sie zuerst von ihm gehört, zugeeignet.

Und sie, sie erzählte so gern in ihren Kreisen von dem armen Weiger vor dem Burgtor, der dann der gefeierte, berühmte Lanner geworden.

Der Kille Boh

Von Hanns Giesbert

(Nachdruck verboten.)

So nannten die Kameraden den Waidwunden, der mit ihnen ins Lazarett gebracht wurde. Seinen Namen wußten sie nicht; er gehörte einem anderen Regimente an; aber unter der Spitzmarke war er überall bekannt. Den hatte er sich zugezogen durch seine renommierende Erzählung von den begeisterten Ausruhen der Franzosen, die ihn zum ersten Male zu Gesicht bekamen. „Qu'il est beau! Ah qu'il est beau!“ — „Nun auch ein strammer Bursche mit einem kühnen, frischen Gesicht gewesen sein, der Killeboh, ehe die Franzosen ihn so jämmerlich zurichtete, daß der Arzt und die Operations-

schweiser, die doch genug des Schreckens und des Leidens zu sehen bekamen, sich erstens von ihm abwandten. Der Schuß hatte ihm Lippen und Zähne zertrüffelt, Kinn und Nase, sowie das Wangenfleisch aufgeschlitzt, daß alles wie Wachsflüss durcheinanderhing und sich nicht mehr zusammenfinden wollte. Kopfschüttelnd hatte der Arzt dreingesehen. „Schweiser Elie, wenn wir aus dem Ragout wieder einen Menschen machen, dann können wir uns „von“ schreiben.“

Nun, ein Adelspräbital haben sich die beiden Menschenfreunde in rastloser Sorge um den Uebelzugerichteten verdient. Die Pflegekammer hatte strenge Weisung, ihn in keinen Spiegel blicken zu lassen, ehe sein Neukettes einigermaßen menschenähnlich geworden. Sie speist, wäscht und kühlt ihn und spült die eiternden Wunden aus, alles mit so freundlicher Güte, daß der Unglückliche keine Ahnung hat, wie viel Selbstverleugnung zu diesem Samariteramt gehört. Und wenn er sich mit der Beisprache heissen muß, wenn er einen Wunsch äußern will, so tröstet sie ihn gütig: „Da werden unsere Zahnärzte schon ihr Meisterstück machen.“

Die Wundschmerzen am Oberarm und der glatte Durchschneider unterhalb des Kinn sind bei dem gefunden Heilsfleck des jungen Rheinländers verheilt und noch hält man ihn im Bett. Die Wange ist zwar wieder angeheilt, wie auch die Nase. Aber alles ist schief und verzogen, die Lippen neigt sich auf die rechte Seite und die Lippen fehlen. Keiner der Kameraden im Lazarett hat den Spiegel zur Hand, wenn der Killeboh danach verlangt. Bis ein Neuer kam, der noch nicht von der Schwester instruiert war. Der reichte dem Nachbar, als er ihn darum bat, den Handspiegel.

Stille war es im weiten Raum, als der Verstümmelte zuerst sein Antlitz sah. Mit einem entsetzten Aufschreien warf er das allzu aufgerichtete Glas von sich und schlug beide Hände vor das arme Gesicht. Der ganze Körper schauerte und suchte in konvulsischem Schaudern. Keiner der harten Krieger im Saale wagte ein Trostwort. Als die Schwester eintrat, wußte sie, was geschehen war. Den gebeuterten Arm streckte er ihr abwehrend entgegen und verbarg den Kopf in den Kissen. Sie verstand die unartikulierten Laute, die er mühsam hervorstieß: „nicht mehr leben.“ Da schloß auch ihr heiß aufquellendes Mitleid den Mund; ihre Lippen zitterten und Tränen standen in ihren schönen blauen Augen. Sie nahm die Hand des Bedauernswerten und liebkoste sie mit der ihren leise, leise.

Seitdem ist viel Wasser den Rhein heruntergelaufen; das Eis ist aufgetaut und bunte Blumen haben ihr Haupt aus dem winterlichen Erdrich. Aber die Wundoperationen haben die verzogenen Linien in des Killeboh Antlitz gerade gerichtet, und ein Künstler hat zwei Reihen prachtvoller Zähne in seinem Kiefer entstehen lassen. Kaum kann er wieder und zur Not auch sprechen. Aber die Lippen? Und er hat doch in der Karlose so beständig gesagt: „Ach, Herr Doktor, so will mich doch mei Mädchen hier nicht! Wenn ich bei Käthe hier nicht lässe könnt.“ Der Herr Doktor hat verständnisvoll gelacht, sich den Kopf zerbrochen und schließlich ein purpurfarbendes Lippenpuder aus dem Innern des Mundes hervorgeholt; und auch der Schließmuskel soll nicht fehlen.

Dann ist der Killeboh „abfotografiert“ worden. Ein „beau“ ist er ja gerade nicht wieder geworden; aber doch ein Mensch, an dem Wunder der Übergehen, ohne daß ihnen etwas an ihm auffällt. Seine lustigen braunen Augen strahlen manchmal wieder und zuweisen stimmt er auch ein Liedchen an. Und stockt plötzlich. Wenn das Käthchen ihn nicht mehr wollte? ... Dann betrachtete er forschend die Fotografie. Und sah sich ein Herz und fragt die Schwester, ob sie ihm einen Brief an sein Mädchen schreiben wolle.

Die Schwester schreibt zwei Briefe: einen mit ihrem Schmerzenskind, einen ohne ihn und legt das Bildnis mit dem zusammengeklüfteten Antlitz ein. Und eines Sonntags morgens ist das Käthchen da, rotwangig wie ein Borsdorfer Apfel und voller Lust und Leben. Das fällt dem Patienten um den Hals und berstet und küßt ihn. „Ach, geh fort, Schorsch! Was hast du für dummes Zeug

geschrieen? ... Maenst do dann, ich hät dich laßt? Wenn du mich nur noch e bißche gern hast. Wenn du so viel ausgestanden hast für uns daheim, müße wir dies doch gutmachen, geh du?“ Der Schorsch kann noch nicht recht glauben. Er kann sich nicht satt sehen an dem frischen jungen Ding und denkt an sein eigenes Antlitz. „Wenn dir's nur net leib wird, Käthe. Staat kannst du viel mehr mit mir mache.“ Da hat das Mädchen Lachen und Weinen in einem Säckchen, wie sie am Rhein sagen. „Und deshalb soll ich dir den Abschied gewee. Ach, woher dann. Ich sein doch seelenfroh, daß du widergekommen bist. An von wegen den paar Schrammen?“ Dann trocknet es sich die Tränen und strahlt ihn an. „Und noch jetzt, wo die Mannsleut so rar sin! En Heile (Unbeschädigten) kann man nicht mehr verlange. Aee, Schorsch, so leicht wirst du mich net los.“

Seitdem ist der Killeboh wie umgetauscht. Er lacht und singt den ganzen Tag und ist der „Handfessel“ im ganzen Lazarett. Wo eine Disziplin nötig ist, springt er herbei, bittet Kranke, pflegt Verwundete, macht Botengänge und ist stets bester Laune. Im Mai wird geheiratet. Dann kommt er auf den Hof des Schwiegeraters, der recht alt geworden ist, seitdem ihm der Sohn in Russland gefallen ist, um nach dem Rechten zu sehen.

Wenn bis dahin Ruhe im Lande ist. Wenn die Fräugen aber noch das Maul so voll nehmen, dann hatten ihn keine zehn Pferde, selbst das Käthchen nicht. Dann läßt er sich kriegsstraßen und rückt noch einmal mit aus. Wenn die Fräugen sich auch net mehr nach ihm umgucke, die Mannsleut sollen es aber. Da verläßt auch drauf!



Die Kunst des Tröstens

Es ist ein eigenes Gefühl, einem Menschen entgegenzutreten und zu sprechen, den ein Verlust an lieben Angehörigen infolge des Krieges getroffen hat. Wer da gar weiß, daß ihn der Krieg in gleicher Weise nicht treffen kann, den überkommt in solchen Augenblicken wohl eine Art Scham, und die Tat der großen Dichter, das dem anderen anvertraut wurde, erscheint ihm so hoch und heilig, daß er sich kaum getraut, mit einem Worte daran zu rühren. Solche keine Rücksicht zu nehmen — wir dürfen stolz darauf sein! — ist nicht vorzuziehen, weil die Betroffenen starke Seelen sind und gefast, dem Unabänderlichen ins Auge zu sehen. Aber andere müssen auch erst wieder dem Leben zurückgewonnen werden und ihnen gegenüber ist die größte Zartheit angebracht.

Mit den landläufigen Formeln wie: Kopf hoch! oder: Die Zeit heilt alle Wunden! bleibe man nur in Haste. Sie werden höchstens als Lieblichkeit empfunden und steigern so das Einsamkeitsgefühl des Trauernden. Dann ist es schon besser: Nicht trösten! In der Annahme, man könne einen Menschen, der so schwer im Inneren verwundet ist, überhaupt trösten, liegt womöglich schon eine verletzende Annahme. Zudem hat gerade der Deutsche etwas Störrisch-Stolzes in seinem Schmerz, das jede Annäherung noch erschwert. Er will selbst fertig werden und in Ruhe gelassen sein. Er ist stumm in seinem Schmerz und ihn zum Sprechen zu bringen, verlangt Meisterhaft menschlichen Tröstens. Wer sie besitzt, kann viel Gutes Ordern, denn das Sprechen schafft vielen Erleichterung. Ganz leise gehen überfliegende Menschen beiderlei Geschlechts, die darauf aus sind, ihre Gutherzigkeit an den Mann zu bringen.

Zunächst müssen wir den heftig Weinenden wie den tonlos Leidenden sich selbst überlassen und von fern stehen. Es kommt schon die Stunde, wo der Schmerzverlorene sich wieder dem Tröstenden zukehrt. Solange gilt es geduldig zu warten. Der Starke empfindet es als geringlich, wenn man sich allzu sehr um ihn bekümmert. Von dem Ersticken sprechen ist natürlich das Versteheste. Wenn man sprechen will, dann verlasse man die Aufmerksamkeit auf das Leiden eines anderen oder das der Gesamtheit hinzulenken. „Der wirksamste Trost, bei jedem Unglück, in jedem Leben ist, hinzusehen auf die anderen, die noch unglücklicher sind als wir; und dies kann jeder.“ So schrieb einst Arthur Schopenhauer. Neben diesem Mittel vergesse man aber das wichtigere nicht: den Trauernden leise und unmerklich wieder einer regelmäßigen Beschäftigung zuführen. Der Unlücke neigt immer zur Schwermut. Dagegen findet sich der Lütige bald wieder in der Welt zurecht, die ihm vor kurzem ohne den geliebten Toten noch leer und unerträglich vorkam.